

# Prag, poste restante. Eine unbekante Geschichte der Familie Mann

ROMANAUSZUG

JINDŘICH MANN

*ein Wind über die Dünen  
treibt durch den Sand ,nen Hut  
ins Gestrüpp wird er gleich bringen  
den alten und dunklen Hut.*

Der Hut im Gebüsch, Blues von Ježek,  
Voskovec & Werich

Manchmal träume ich von meinen Eltern. Sie sind vor zwanzig Jahren gestorben. Und so träumte ich nach einer längeren Pause neulich wieder einmal von meinem Vater. Der Traum war eigenartig. Natürlich, alle Träume sind eigenartig. Darüber hinaus existiert auch noch die allgemein nicht ganz anerkannte Theorie, das ganze Leben sei nur ein Traum. Es war der Mathematiklehrer meiner Prager Grundschule, Herr Holubář, der uns diese eigenwillige Hypothese nahebrachte. „Taubenzüchter“ wäre übrigens die deutsche Übersetzung für den Namen unseres Lehrers. Ich mochte ihn gern, besonders wegen der perfekten Choreographie, mit der er seinen Unterricht gestaltete. Er sprach über die Konstruktion eines Dreisatzes oder die Magie einer Gleichung mit zwei Unbekannten, indem er sich in einem bedächtigen und doch elegant tänzelnden Schritt – er verlagerte dabei beinahe rumbamäßig das Gleichgewicht – vom Lehrertisch in den Klassenraum hinein fortbewegte. Auf der Höhe der dritten Schulbank wippte

er stets auf den Zehenspitzen. Spannungsreich verzögerte er den Schwung, um, auf dem Gipfel dieser Bewegung angelangt, in einem wagemutigen Stillstand zu verharren. In diesem verblieb er für einen Augenblick jenseits aller irdischen Zeiten und Gravitationen, dann kippte er langsam, in einem charmanten Bogen zurück auf die Fersen. Danach schritt er, einem Pendel gleich, rückwärts zum Lehrertisch – anschließend ging alles wieder von vorne los. Wie gefährlich sich auch Herr Holubář mir (und meinen verborgenen Tätigkeiten – Schiffchen spielen, Liebesbriefe schreiben) in der vierten Schulbankreihe angenähert hatte, auf sein rechtzeitiges Rückwärtkippen war hundertprozentiger Verlass.

Während dieser routiniert zelebrierten Choreographie (virtuos wie eh und je) schweifte er einmal kurz von der Algebra ab und machte uns mit der Theorie des Lebens als Traum vertraut. Allerdings, fügte er höhnisch hinzu, den Vertretern solcher abstrusen Gedankenkonstruktionen könnte man ja nahelegen, sich auf die Bahngleise zu legen und sich dort von einem rasenden Zug die Beine abfahren zu lassen. Das könnte ihnen schließlich herzlich egal sein, weil es ja nur in einem Traum passieren würde. Und warum machen die es dann aber nicht? Aha!

Wie glücklich haben wir über diesen Schlenker gelacht! Nicht aus Schadenfreude über die so rabiat auf den Gleisen amputierten Traumphilosophen. Auch nicht wegen der Falle, in die sie tappten, als sie, der eigenen Theorie misstrauend, sobald der (Traum-) Zug in der Ferne piff, wohl panisch von den Gleisen aufgesprungen wären. Wir lachten, weil für diesen Augenblick die emsigen Traktorfahrer und die vergesellschafteten Bauern auf den Vollerntemaschinen vergessen waren, die wie besessen mit verschiedenen Geschwindigkeiten von Punkt A nach Punkt B eilten, was schwer lösbare rechnerische Aufgaben nach sich zog.

Später hat mir meine Frau erzählt, dass man Herrn Taubenzüchter aus der Schule rausgeschmissen hätte. 1968, als die Russen kamen (wie man es so vereinfachend sagt). Der Tor hatte es nämlich abgelehnt, einen obligatorischen Wisch mit der Erklärung, er fände es prima, dass die Russen es getan hätten (nämlich einzumarschieren), zu unterschreiben. Frau Holubářová war ihrem Mann aufgrund der Verweigerung einer läppischen Unterschrift, die viele problemlos leisteten, so böse gewesen, dass er fortan nur im Badezimmer hausen durfte. Ob da der Wasserhahn tropfte? Hatte er dort auch seinen dunklen gestreiften Zweireiher an? Und machte er, auf

seinem Gang vom Boiler zur Badewanne, immer vier tänzelnde Schritte nach vorne, wippte dann auf den Zehenspitzen hoch, schwankte anschließend in einem charmanten Bogen zurück und wanderte rückwärts zum Boiler? War das Badezimmer überhaupt groß genug dafür?

Ludvik Aškenazy hieß mein Vater. Er war in der Tschechoslowakei, so ab Mitte der fünfziger Jahre, bis er 1968 das Land verließ, ein bekannter und beliebter Schriftsteller.

Einmal erzählte er mir, sein Vater, mein Großvater – er nannte sich, das nehme ich mal an, auch Askenazy (mit mir unbekannter Schreibweise), aber seinen Vornamen kenne ich nicht -, hätte viel über dieses und jenes sinniert. Dabei hätte er seinen Kopf stets nachdenklich oberhalb der linken Schläfe mit dem Zeigerfinger abgestützt. So oft, dass sich mit der Zeit in ihr eine leichte Vertiefung, eine kleine Aushöhlung in Größe der Zeigerfingerspitze gebildet hätte.

Meine Mutter hieß Leonie Mannová. (Die Endung „-ová“ gibt es in vielen slawischen Sprachen, sie bringt zum Ausdruck, dass der Namensträger eine Frau ist. Rein grammatikalisch gesehen ist „-ová“ eine Genitivform. Mit anderen Worten: Ein ordentliches Mädchen gehört aufgrund dieser Endung zuerst dem Vater und nach der Heirat dem Ehemann. Natürlich nur sprachlich gesehen, versteht sich.)

Als meine Mutter, lange vor meiner Geburt, noch in Deutschland lebte, einem Land, in dem der Genitiv in der Namensbildung keine Spuren hinterließ, nannte man sie schlicht und einfach Mann. Nachdem sie dann 1933 in die Tschechoslowakei kam, wurde sie in ihren Papieren landesüblich „Mannová“ genannt. Sie behielt den Mädchennamen auch bei, als sie heiratete. So stand in dem neuen deutschen Pass wieder ein simples „Mann“, als sie nach fünfunddreißig Jahren zurück nach Deutschland kehrte. Aber das schien wiederum ein Irrtum gewesen zu sein, der aber erst nach ihrem Tod erkennbar wurde. Wir mussten auf ihrer Grabstelle in Berlin – Zehlendorf „Leonie Aškenazy“ einmeißeln lassen. Die Friedhofsbehörde bestand darauf, weil meine Mama mit meinem Vater verheiratet war, der den Namen Aškenazy trug. Was auch stimmte, unbestritten. Sie waren verheiratet, in jeder Hinsicht dieses weitreichenden Wortes. Das ganze Leben lang beinahe, wenn auch nicht immer. Zum Beispiel gerade zu diesem Zeitpunkt nicht, als ich zur Welt kam. Weswegen ich wiederum Mann heiße.

Mit den Namen ist es in unserer Familie kompliziert.

## Tornado

Der Asphalt taute dampfend auf. Die Hitze dehnte die Materie. Bald würde die breite Stalinstraße zu einem trägen Asphaltfluss werden. (Zur Zeit der deutschen Besetzung hieß der Boulevard Graf-Schwerin, davor, zwischen den Weltkriegen, als Frankreich der engste Verbündete geworden war, Marschall-Foch-Straße. Noch früher, als die böhmischen Kronländer ein Teil von Österreich-Ungarn waren, Kaiser-Franz-Josef-Straße, und davor wiederum ... davor existierte er nicht.)

Die Murmelspieler im Park sahen nun aus, als hätten sich ihre Umriss durch die Hitze verdoppelt, als würden sie in der Sonnenglut schwingen. Wenn ich an diesen Tag heute wieder zurückdenke, bin ich davon überzeugt, dass es ein Sonntag gewesen sein muss: Wo wären sonst die Kinder hergekommen, die nicht nur alle im Vorschulalter waren.

Der berüchtigte Kočka ging um. Wenn man das Wort übersetzte, konnte man von ihm als „die Katze“ sprechen. Er spielte so: Falls er gewann, kassierte er. Falls er verlor, kassierte er auch. Oder er spielte nicht, sagte aber: „Zeig mal, was du da hast.“ Und wenn du die wunderschönen Glasmurmeln – manche sahen aus, als seien sie aus Regenbogen erschaffen – mit kindlichem Stolz in der Handfläche seinem gierigen Auge (das du aber fälschlicherweise für bezaubert hieltest) präsentierst, schlug er von unten gegen den Handrücken. Die Murmeln flogen dann hoch. Sicherheits halber, damit erst keine Zweifel darüber aufkamen, wer denn das Sagen hätte, bekamst du noch eine gescheuert. Anschließend sammelte Kočka seelenruhig (während man versuchte, den Schrecken zu überwinden) die Beute auf. Schwächere Individuen schluchzten, wenn sie sahen, wie die Murmeln in Kočkas Hosentasche verschwanden. Sie beweinten bitter die Rolle, die ihnen offenbar im Leben zugewiesen worden war, und das verlorene Eigentum. Andererseits, es war ja möglich, zurückzuschlagen. Der Freibeuter stand ja vor dir und zählte seine Schätze. Abgesehen davon, dass in diesem Fall kaum jemand ohne spezielles Jiu-Jitsu-Training eine Chance gehabt hätte, ging es fair zu.

Sämtliche Parkwege waren mit Bäumen gesäumt, über Jahre gewachsene und ehrwürdige Gestalten. Schlank und graziös streckten sie sich wie Balletttänzerinnen in die Höhe. Andere trieben stämmig und raumgreifend in die Breite, mit ausgedehnten Baumkronen, die summten, rauschten und

raschelten. Nicht aber in einer totalen Windstille, dann bewegte sich kein Blatt – so wie jetzt. Aber auch ohne Wind spendierten sie den Parkbänken den kühlenden grünlichen Schatten.

Auf den Bänken – ursprünglich waren sie rot angestrichen, doch die Farbe war längst abgeblättert – saßen Rentner, Pensionäre. Schlaksige Herren, einige davon aber, ganz gegenteilig, etwas beleibt. Alle waren glatt rasiert, manchmal mit einem Schnauzer unter der Nase. Sie trugen Anzüge, die aus den Epochen (neulich erst waren sie versunken) stammten, in denen man noch Anzüge trug. Und sie hatten Hüte auf dem Kopf. Hüte, die in geschwungenem Bogen gelüftet oder beiläufig kurz angehoben wurden, beide Varianten hatten ihre Berechtigung und machten Sinn. Zum Beispiel, wenn einer vorbeikam, der sich zu den anderen auf die Bank setzte. Die Gliederschmerzen verliehen dem notwendigen Ineinanderschieben der Skeletteile eine majestätische Langsamkeit. Zum Schluss wurde ein Spazierstock zwischen den Knien postiert. Die ganze Prozedur begleitete ein Seufzer oder eine kleine witzige oder ironische Bemerkung, Adressat war dabei das kommunistische Regime (da noch eine ziemliche Novität). Und nie hätte er, der gerade neu Dazugekommene, hier auf der schattigen Parkbank neben sich einen Spitzel vermutet, der diesen Seufzer an die Geheime Staatssicherheit weiterflüstern würde. Rein statistisch gesehen wissen wir aber heute, durch die Archive belehrt, dass es auf diesen Bänken dennoch welche gegeben haben musste. Und auch diese, die statistisch Vorhandenen, hoben den Hut kurz hoch, während ihre rheumatischen Gelenke beim Hinsetzen leise quietschten, und grüßten die alten Bekannten um sich herum mit: „Habe die Ehre.“

Genauso lüftete man den Hut zum Abschied – falls man davonging, zum Mittagstisch oder um Enkelkinder abzuholen. Oder zum Krematorium, weil die Zeit endgültig abgelaufen war. Vielleicht war derjenige, der sich erhob, der Vorsitzende des Kreisausschusses „Freunde der Einäscherung“. Einer der wenigen Vereine, die man nicht verboten und denen man sogar den eigenen Briefkopf belassen hatte: eine Feuerflamme, die alles zu verzehren versprach.

Die Rentner auf den Parkbänken trugen fast durchweg Taschenuhren an silbernen Ketten. Man sprach sich grundsätzlich mit Titeln an, sie schienen wichtiger gewesen zu sein als die Namen. Diese wurden vererbt, Titel aber erworben. Herr Apotheker, Herr Doktor, Herr Oberschuldirektor,

Herr Postoberrat – es schwirrte von einer Parkbank zur anderen. Die Titel entstammten allesamt Zeiten, die man eben erst für endgültig abgelaufen deklariert hatte. Vor läppischen fünf Jahren. Ein Moment, ein Aufschlag des Augenlids sind diese fünf Jahre. Für mich aber waren sie mein ganzes bisheriges Leben.

Hinter den sich Grüßenden, hinter den Bäumen, durch die verschwommene Hitze verhüllt, stand das wuchtige, mit dem schüchternen Anflug von Jugendstil versehene Schulgebäude. Und ich wusste: Nur kurz noch, und dann werde ich da ordnungsgemäß eingeschult. Dann werden Herr Apotheker und Herr Postoberrat auch vor mir den Hut lüften „Habe die Ehre“; Herr Erstklässler, werden sie mir, während ich durch das Schultor zum Erwachsenwerden verschwinde, hinterherrufen. [...]

Stalin schaut mich mit einem geheimnisvollen, abgehobenen Lächeln auf der Lippe von der Wand an. Egal, wie viele Medaillen (etliche) die helle Uniformjacke des Marschalls und Führers auf dem schwarz-weißen Foto (ein Porträt) zieren, ein Inbegriff der Langeweile ist er. Ein öder Fleck, auf dem der matte Blick hängenbleibt, um dann ermüdet zu dem würdig eingerahmten Foto daneben zu wandern: Antonín Zápotocký, er war 1955 Präsident der Republik, ein haarloser Eierkopf. Zwischen breiten Revers einer Zweireiher-Anzugsjacke ist eine Krawatte zu sehen – noch öder.

Stalins Porträts schmückten 1955 noch die Schulwände? Zwei Jahre nach seinem Tod? Oder nicht mehr? Meine Unsicherheit darüber wird jener ähnlich sein, die damals beim Abhängen seiner Bilder herrschte: Genosse Stalin könnte ja auch nur scheinot gewesen und schelmisch aus dem Grab schielen, um zu sehen, wer ihn denn von der Wand abnimmt. Um es demjenigen schließlich, nach einer furiosen Auferstehung am Ostersonntag, vorzuhalten: „Soso, mein Täubchen, werter Genosse, schau mal her, dir behagt also das Ausschmücken unserer Klassenzimmer nicht. Interessant. Du hast sozusagen eine andere ästhetische Richtung angepeilt, das sei dir unbenommen! Was möchtest du denn statt meiner Wenigkeit lieber hingehängt bekommen? Eine mit Arbeiterblut besudelte Dollarbanknote?“

Als Stalin im Frühjahr 1953 starb, war ich ein kleiner Türke. Bei einem Kindermaskenball. Im Grandhotel Praha, im slowakischen Tatranská Lomnica, in der Hohen Tatra gelegen.

Die Gäste einer solchen (da bereits vergesellschafteten) Nobelherberge waren eine seltsam zusammengewürfelte Gesellschaft. Einige der

ehemaligen Stammgäste haben die todbringenden Windstöße, die nach dem kommunistischen Umsturz in der Tschechoslowakei fünf Jahre zuvor, also 1948, durch ihre Reihen wehten, überstanden. Keiner wusste, auf welche Weise und mit welchem Geld vor allem. Andere, mithin neue Stammgäste, wurden durch dieselben Windstöße zu Würden und Mammon emporgepusht. Außerdem gab es noch eine kleine Schar wohlgelittener Individuen, sowohl bei den Gemeinen im Lande wie auch bei den Herrschern am Hofe. Ein bekannter Conférencier zum Beispiel, immer für einen Kalauer gut. Ein Opersänger, aus dem offenen Fenster seines Zimmers hallten über die Bergtäler hinweg die gekonnten Stimmübungen. Ein Professor der Medizin, schweigsam und altmodisch korrekt angezogen. Alle Herren waren mit Gattinnen und Kindern oder den Enkelkindern an gereist. Und dazwischen meine Mutter, zu keiner von den angesprochenen Kategorien richtig passend. Mit mir an der Seite. Und dem Wunsch, der nur sehr fragmentarisch in Erfüllung ging, man möge mir die Grundkenntnisse der alpinen Skifahrt – sie selbst besaß keine – beibringen. Sie ruhte im Liegestuhl auf dem Balkon, während ich am nahen Hang mit anderen Unkundigen unbeholfen auf den Brettern wedelte und in die kühlen Schneemassen fiel.

Stalins große Büste dekorierte das mit rotem Plüsch ausgestaffierte Foyer des Hotels. Auf meine neugierige Frage hin, wer der Mann sei, dessen bronzener Kopf hier stand – recht unpassend zu dem sonstigen Ambiente – antwortete meine Mutter knapp: „Ein Staatsmann.“

In der Nähe dieses Staatsmannes tanzte ich am frühen Abend Hand in Hand, wenn ich dem vergilbten Foto, das in einem alten Schuhkarton bestens verstaut ist, glauben kann, mit einer zauberhaften Fee auf der einen Seite und einem einäugigen Piraten auf der anderen. Die weiteren Maskeraden sind nicht gut zu erkennen. Aber am Bildrand angeschnittene Ärmel und Hosenbeine lassen einen gestiefelten Kater und ein Kasperle vermuten. Ich selbst war bei dem besagten Maskenball als türkischer Gentleman erschienen. Dass es diese schicksalhafte Märznacht war, in der der Diktator sein Leben lassen musste und in der ich als türkischer Kavalier verkleidet tanzte, mit einem roten Fes auf dem Kopf, in einem weißen Hemd und schwarzer Hose, mir einem etwas blasierten Gesichtsausdruck (wahrscheinlich in der Meinung, dass dies zu einem Gesellschaftslöwen türkischer Provenienz passt), das weiß ich genau. Ich stutzte nämlich, als ich,

bestens gelaunt nach dem vorzüglich gelungenen Ballereignis, am nächsten Tag ein paar von den (gestern so sehr zum Scherzen aufgelegten) Eltern bei der Stalinbüste – sie war nun mit einem schwarzen Flor drapiert – flennend und heulend antraf. Als ich meine Mutter fragte, was denn los sei, meinte sie: „Der Staatsmann ist gestorben.“

Waren die Tränen der Trauernden auf eine schwachsinnige Herzensrührung zurückzuführen, oder handelte es sich hierbei um Schauspiel und Kalkül? Je nachdem, denke ich heute. Von Fall zu Fall verschieden.

Bei der hageren Mutter des gestiefelten Katers habe ich rückblickend den fatalen Verdacht, dass ihr jegliches Urteilsvermögen abhandengekommen sei, dies befällt übrigens regelmäßig große Teile der Menschheit mit verheerenden Auswirkungen.

Wie auch immer: Für den Fall, dass der Fes nicht genügend Klarheit über meine Identität bringen sollte, trug ich einen Bauchladen, am Hals angehängt, mit der Aufschrift: „Ali Hassan: Türkischer Honig“.

## Gabriel

[...] Aber dass man fortan die Anrede „Frau“ amtlicherseits prinzipiell mied, meine Oma zu „die Mann“ wurde – das war bedenklich, und nicht nur grammatikalisch.

Ein Bediensteter des Polizeibezirkskommissariats in Prag-Smíchov (seinerzeit war Mimi ein anderer bei einigen Formulierungen und mit seiner grünen Tinte behilflich gewesen) setzte folgendes Schreiben auf, das er versandte und als Kopie ordnungsgemäß archivierte:

*Der Geheimen Staatspolizei (z. H. d. H. Kommissär Fuchs).*

*Prag II. Bredovskystř.,*

*am 24. September 1939: Zahl: 12.348/VIII*

**BETR.: MANN MARIE, LIEFERTE IHREN RADIOAPPARAT NICHT AB.**

*Am 24. September 1939 um 12 Uhr wurde bei der Revision jüdischer Haushalte durch den Polizeiwachmann Bohumil Gabriel festgestellt, dass Marie Mann, geb. Kahn, am 28. Januar 1886 in Čáslav geboren, nach Prag zuständig, jüdischer Abstammung, wohnhaft in Prag- Smíchov, Přemyslovastr. 23, einen Radioapparat in ihrer Wohnung hat und diesen noch nicht abgeliefert hat. Die Radiokoncesion lautet auf Namen der Marie Mann, welche angab, dass der Apparat ihrer Tochter gehört. Sie gab an, dass sie von niemandem verständigt wurde und von der Verordnung keine Kenntnis besaß.*



*Die Mann wurde aufgefordert, den Apparat sofort bei der jüdischen Gemeinde abzuliefern.*

*Der Polizeirat und Bezirksleiter:*

Die Signatur fehlt, da es sich um eine Archivabschrift handelt. Die Meldung ist Schreibmaschinengetippt. Auf Deutsch. Der Akte liegt noch eine handschriftliche Meldung auf Tschechisch bei, die mit der deutschen Übersetzung fast wörtlich übereinstimmt. Einen kleinen Unterschied gab es: In dem tschechischen Schreiben, so vermutet der Berichtende, würde sich das Radiogerät wohl durch eine Seriennummer genauer kenntlich machen. Für welche er, zum Zwecke späterer Eintragung, in seinem Bericht Platz belässt – und zwar so reichlich, als würde es sich um eine dreißigstellige Nummer handeln.

Über die Tochter, welcher, laut Behauptung *der Mann*, der Apparat angeblich gehörte (was man ihr aber nicht abnahm), wurde in der tschechischen Variante ergänzend angegeben, diese habe nicht drei jüdische Großeltern (womit deren Status für die Eingeweihten wohl hinreichend geklärt sei dürfte).

Es klingelte an der Tür.

Nach längerem Läuten machte meine Oma endlich auf und sagte dem Polizisten: „Verzeihen Sie, Herr Wachtmeister, ich habe Sie nicht gehört, mein Radio ist zu laut“ – diesen eher komödienhaften Szenenanfang verwerfe ich aber als unangemessen.

Also, noch einmal: Es läutete an der Tür. Mimi öffnete sie. Vor ihr stand der Polizeiwachtmeister Bohumil Gabriel. Er wollte salutieren, so war es lange Zeit Sitte gewesen. Seine Hand stieg hoch, sank aber gleich wieder. Er hätte sich ohrfeigen können. Vor *einer Mann* salutiert man nicht.

Er wird dann seinen polizeimäßigen Standardsatz, es wurden ja mehrere Haushalte überprüft, aufgesagt haben, dadurch verschaffte er sich den Zutritt in die Wohnung. An welcher Stelle er das Radio entdeckte, das ist aktenkundig. Ein beschwingtes Lied, das im Korridor zu hören war, war ein eindeutiges Indiz: „So wie zu der Sonne die Sonnenblume sich dreht täglich, so drehe ich mich zu dir unaufhörlich...“, sang eine angenehm raue Frauenstimme. Der Schlager jener Tage. Meine Oma war auf den Besuch eben nicht vorbereitet gewesen. Mir gefällt, dass sie nicht erschrak und sofort das Radio herausgab, sondern sagte, es gehöre ihrer Tochter und die hätte, bitte schön, Herr Wachtmeister, keine drei jüdischen Großeltern! Drei

jüdische Großeltern – das war offenbar die Schallgrenze gewesen, hinter der kein Radio, kein Meerschweinchen, Zwiebel (es sei denn, man hätte sie rechtzeitig von einem böhmisch-mährischen Kleingärtner erstanden) und bald auch kein Leben zugelassen war.

Durch diese Antwort wurde aber im Wachtmeister der Detektiv wach: „Zeigen Sie Ihre Konzession!“, gab er im Befehlston zu verstehen.

Das Dokument entlarvte prompt die offensichtliche Schutzbehauptung einer auf frischer Tat ertappten Sünderin. *Die Mann* wurde aufgefordert, sich nicht in Ausreden zu flüchten und das Ding abzuliefern.

Auch gefällt mir Omas Antwort, die sie auf die Frage eines Polizeibeamten gab, warum sie es, trotz aller Verordnungen, um Gottes willen so weit hatte kommen lassen? Sie kannte eben keine solchen Vorschriften, erwiderte sie, sie hätte nicht von solchen gewusst.

Was hätte sie sonst noch machen können? Hätte sie den Wachtmeister erschießen sollen, während er mühselig auf der Rückseite des Geräts die Seriennummer suchte und sie, schnaufend vorgebeugt, im Licht einer dienstlichen Taschenlampe vergeblich anleuchtete? Er erblickte eben nur die silbrigen Staubkörner, die er mit seiner barschen Amtshandlung aufgescheucht hatte und die in den Strahlen seiner Dienstlampe reflektierten. Ein Saustall würde bei der Kennzeichnung der Radiowelleneempfänger herrschen! Vorne, ja, da wären diese Apparate immer so schmuck, das Holz edel, der Stoff perfekt über den Lautsprecher gespannt, während eine Stationsskala die weite Welt in die Wohnstuben holte: London, Hilversum, Berlin, Dresden, Budapest, Wien ... Aber hinten, da würde man sich mit einer dünnen, hässlichen Rückwand begnügen, eine angestaubte klägliche Abdeckung für ein wüstes Innenleben.

Hätte Oma ihn, Bohumil, den unbeholfenen Wachtmeister, bei seiner verzweifelten Nummernsuche kaltblütig abknallen sollen? Oder erdolchen, denn einen Revolver wird sie kaum gehabt haben? Mit einem Küchenmesser? Das wäre an sich, rein technisch gesehen, nicht schwierig gewesen. Und hätte sie dann in die tiefen Wälder um Schwarzkostelec fliehen sollen? Um von dort einen siegreichen Guerillakampf mit diesen seelen- und herzlosen Halunken aufzunehmen?

Mimi war aber kein Robin Hood, nicht Billy the Kid und auch nicht Marshall Montgomery. Sie war Marie Mannová, geborene Kahnová, eine ältere Dame, die 1912 nach Deutschland gegangen war, um die dortigen

Theaterrollen zu studieren. Zuvor war sie im Uranie-Theater aufgetreten (oder auch nicht), hatte einen guten Schriftsteller und einen guten Menschen geheiratet, aber halt, wie die Kerle so sind, ein anderer Rock war ihm über den Weg gelaufen, eine Schauspielerin, eine, die dazu auch noch auf der Bühne stand! Dann gab es noch die Sache mit den Mahagonimöbeln, die Hüte wurden in der Maximilianstraße gekauft, aber nicht bar bezahlt, was natürlich Ärger nach sich zog, sie hatte sich einen jüngeren Liebhaber zugelegt, eine Zimmervermieterin hatte darüber während des Scheidungsprozesses eine eidesstattliche Erklärung abgegeben. Das war sehr peinlich, dass dies so offiziell gemacht wurde, aber egal, man war ja auch nur eine Frau ... Dann fuhr man nach Prag. Was sollte aus Goschi werden? Und hatte ihr Tanzen überhaupt eine Zukunft? Sie tanzte und tanzte, aber wohin? Dann starb schließlich noch Papa Filip.

Marie wäre mit einem Attentat auf den Polizeiwachtmeister deutlich überfordert gewesen, so wie er es mit dem Finden der verdamnten Seriennummer war, die bis heute unbekannt geblieben ist.

### **Prag, poste restante**

Flüchtlinge und Emigranten, die aus einem Land, das man mit einiger Übertreibung „das eigene“ nennt, in ein anderes kommen und in das erste nicht wieder zurückdürfen, werden dann in einer bestimmten Zeit von Nachtreisen aufgesucht, wobei es sich bei dieser Erscheinung nicht um ein singuläres Erlebnis handelt (wie ich zuerst dachte), es hat den Charakter einer Epidemie (wie ich dann überrascht erfuhr).

In einer der vielen Variationen eines solchen Serientraumes befand ich mich einmal in einem großen, überdachten Lichthof, der mir allmählich immer vertrauter vorkam: das Hauptpostamt in Prag. Überall an den Schaltern standen lange Schlangen. Vor Trennscheiben aus Glas, die die Postbeamten vor den Menschen, die Pakete, Briefe und Geldanweisungen abgeben wollten, schützten. Öfter wurden die Kunden wegen einer fehlerhaften Ausführung in einem Formular mit einer lässigen Bewegung seitens der Beamten zurück ans Ende der Schlange geschickt. An einem der Schalter war es aber leer. Ich ging zu diesem hin. Wohl wissend, ich sollte es besser nicht tun. Ich fragte den kaum erkennbaren Beamten – die Trennscheibe bestand aus Milchglas –, ob für mich eine Sendung vorliegen würde. Postlagernd. Poste restante, wie man in Prag seit Ewigkeiten sag. „Mann, Prag,

poste restante“, wiederholte ich. Und das Unbehagen, welches ich von Anbeginn hatte, wie bei dem Besuch eines unsympathischen Verwandten, war auf einmal in aller Deutlichkeit da. Gleichzeitig hoffte ich, der Brief würde mir ausgehändigt werden, noch bevor dieses beklemmende Gefühl durch Tatsachen bestätigt werden würde.

Der Beamte verlangte nach einem Ausweis. Ich fischte aus meiner Brusttasche den „Deutschen Fremdenpass“, und sobald ich diesen durch den unteren Spalt schob, wusste ich, dass ich einen Fehler gemacht hatte. Mit einem solchen Pass hätte ich nie einreisen dürfen, und ohne ein Visum erst recht nicht! Ich zweifelte nicht daran, dass der Postbeamte dies wusste, auch nicht an seiner Loyalität zur Staatssicherheitsbehörde. Ich drehte mich augenblicklich um und ging durch den Lichthof davon. Ohne den Brief in der Hand, dafür noch immer im Land meiner vielen Sehnsüchte anwesend. Aber es freute mich überhaupt nicht mehr, diese erträumte und geträumte Anwesenheit! Fiebrig, in einer sich steigernden Panik, dachte ich einzig daran, wie ich noch einmal über die Grenze wegkommen könnte. Zum letzten Mal, bitte!

Diese versponnene Idee von einem Brief, der auf mich in Prag warten würde, hatte mir der Portier aus dem Hotel Regina Palast in den Kopf gesetzt. Er war ein gebildeter Herr, bestens mit den Sitten und den notwendigen Umgangsformen vertraut, weder zu devot noch zu burschikos. Ein Mann, der seinen Platz gefunden hatte, an der Rezeption eines Hotels der Extraklasse – eine der besten Adressen, die man München im Herbst 1968 haben konnte. Dieser Hotelportier hatte also den extravaganten „posterestante-Einfall“ zu einer Zeit, da waren wir schon längst keine Hotelgäste mehr. Doch ich kam gelegentlich vorbei, wenn ich von einem kleinen schäbigen Café in der Rochusstraße Richtung Stachus ging. In der geräumigen Hotelhalle wollte ich nach unserem Bekannten der ersten Stunde schauen. Als er mich bei einer solchen Begegnung unpassend melancholisch vor sich zu sehen glaubte, sagte er mir: „Sie werden einmal wieder nach Prag zurückkehren, da sollten Sie bitte keine Zweifel hegen.“

„Wieso?“, seufzte ich.

„Begrüßen Sie sich doch in Prag“, sagte er nach einem kurzen Schweigen.

„Wie?“

Schreiben Sie einen Brief. Heißen Sie sich darin in Prag herzlich willkommen. Sie werden wissen, dass der Brief dort auf Sie wartet. Damit

wird die Sache für die Zukunft offiziell besiegelt, und Sie brauchen keine Skepsis in diesbezüglicher Angelegenheit mehr zu verspüren. Sie können in dem Scheiben meinetwegen auch erwähnen, dass Sie gerade einen kleinen Spleen haben, Schön, so etwas zu lesen, wenn man ihn dann nicht mehr hat.“

„Und an wen soll ich einen solchen Brief adressieren?“

„An sich selbst. Jindřich Mann, Prag, poste restante.“ Er reichte mir, ein Mann der Tat, ein Papierblatt mit dem geradezu adligen Briefkopf des Hotels, auch schob er gleich einen Umschlag hinterher. Ebenfalls mit dem Wappen und dem in geschwungenen Schriftzügen aufgedruckten Hotelnamen versehen.

„Wollen Sie den Brief sofort aufsetzen? Ich schicke ihn mit der Hotelpost weg.“

„Später. Ich weiß nicht, wie ich mich anreden soll, sieze oder duze ich mich?“

Der Versuch, mich mit einem kläglichen Witz aus der Affäre zu ziehen, scheiterte. Er kam einfach nicht an, schon deswegen nicht, weil das Telefon in diesem Augenblick läutete. Ich steckte den Papierbogen und dem Umschlag ein. Als der Hotelportier mit dem Gespräch fertig war, fragte ich ihn, ob er mit mir ein Gläschen Cognac trinken möchte. Ich dachte, so eine Einladung würde sich einfach für zwei Männer von Welt gehören. Aber er trank im Dienst nicht.

*Vorgetragen am 14. Juli 2019.*

*DER AUTOR UND FILMEMACHER JINDŘICH MANN (\*1948 in Prag) ist ein Sohn des Schriftstellers Ludvík Aškenazy und seiner Frau Leonie Mann – und ein Enkelsohn des Schriftstellers Heinrich Mann. Nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in Prag 1968 emigrierte er mit den Eltern und dem jüngeren Bruder nach München, studierte und lebte dann in Westberlin. 2007 veröffentlichte er im Rowohlt Verlag den deutschsprachigen Band Prag, poste restante, in dem er sein Leben und die Geschichte seiner prominenten Familie erzählt. Im Prager Verlag Labyrint erschien 2017 der tschechischsprachige Band Lední medvěd mit drei kurzen Novellen. Jindřich Mann schreibt auf Deutsch und auf Tschechisch.*



*Karlsbrücke in Prag*